

# Rehwild im Wechsel der Jahre RÜDIGER SCHWARZ

Das also ist die Situation in diesem Sommer, jedenfalls bei uns in Norddeutschland. Vorweg hatten wir zwei harte Winter mit hoher Schneelage, vor allem zum Ende hin. Dann folgte einer, der kaum Frost und Schnee brachte – allenfalls an wenigen Tagen ein paar Grad unter Null – und als zusätzliche Gabe eine reiche Eichelmast. Und schließlich wurde uns, oder auch dem Wild, ein weiterer schnee- und kältearmer Winter – 1972/73 – geschenkt, der keine Not aufkommen ließ. Zwei Auslesewinter also und zwei, die vor allem dem jungen Wild gute Entwicklungsmöglichkeit gaben. Eine ungewöhnlich günstige Konstellation, die es lohnend erscheinen läßt, einige Überlegungen anzustellen.

Wir haben es erlebt: Die beiden ungewöhnlich schneereichen Winter nahmen vor allem das Rehwild hart her. Es gab Fallwildverluste, und die geringen, in ihrer Konstitution schwachen Stücke hatten kaum eine Überlebenschance – hart, aber vielleicht doch nicht ganz unerwünscht und den Spielregeln der Natur angepaßter, als wenn auch die Schwachen dank der Gunst der Witterung oder auch einer reichlichen, zu reichlichen Fütterung das nächste Frühjahr erreichen und die Zahl der Geringen oder das Heer des Durchschnitts vermehren. Auch der stärkere überlebende Teil einer Population geht aus einem solchen „Notwinter“ zu einem Teil geschwächt hervor, und die Gehörnbildung ist mäßig. Besonders die Jährlinge zeigen in der Mehrheit nicht allzuviel her.

Revierinhaber und Jäger jammerten nach diesen Wintern ob der anscheinend rückläufigen Bestandeslücken, und man prophezeite – da war ja auch noch das echte Gespenst der Verkehrsverluste – das Ende unserer Rehwildbestände. Die örtlichen Jagdbehörden – nicht immer praxisbezogen – wurden kopfscheu, bremsten bei der Abschlußfreigabe. Das war zum Teil sicher richtig, aber dem nüchtern denkenden, sachkundigen und mit seinem Wildbestand vertrauten Revierinhaber wurden die Hände gebunden und die Möglichkeit genommen, in dem Maße einzugreifen, wie es sinnvoll und erforderlich gewesen wäre. Wahrscheinlich wurde vielerorts die Chance vertan, aus einem natürlich durchsiebten Bestand das restliche Schwache herauszunehmen, also Nachlese zu halten – wenn auch an Zahl weniger – nur das wirklich Gesunde, Starke in der Wildbahn zu lassen. Wir haben das unter anderen Vorzeichen schon einmal erlebt, als nach dem Krieg die Besatzungsjäger das Wild gezehntet hatten und man – menschlich verständlich – die Wildbestände schnell wieder auffüllen wollte, ohne auf die Konstitution der verbliebenen Stücke zu achten.

1970 und 1971 waren die Abschlußzahlen jedenfalls stark rückläufig, gute Gehörne waren auf den Trophäenschauen selten, aber auch die zu geringe Zahl der vorgezeigten Jährlingsgehörne ließ nicht darauf schließen, daß hart auslesend in diese zwei in ihrer Jugendentwicklung geschädigten Jahrgänge eingegriffen worden war.

Dann kam – 1971 – der erste schneearme, „rehwildfreundliche“ Winter, begünstigt noch durch eine reiche herbstliche Eichelmast. Das Rehwild kam ohne nennenswerte Verluste durch, die Böcke schoben verhältnismäßig gut, und der Jährlingsjahrgang zeigte in der Masse erfreulich kräftige Erstlingsgehörne. Allerdings gab es auch eine ganze Reihe Knopfböcke und körperschwache Jährlinge, was nicht gar so verwunderlich ist, da der Winter selbst das Schwächste ja nicht ausgemerzt hatte. Immerhin bot es sich an, die Jährlinge scharf durchzumustern und sich mit gutem Gewissen das eine oder andere starke Gehörn zu holen, wenn sein Träger ausgereift war. Eigentlich war das schon ein Bocksommer, wie man ihn sich hin und wieder wünscht, und auf den Trophäenschauen sah man auch hier und da einzelne recht starke Rehkronen. Aus dem Rahmen fiel das Bild dieser Schauen aber nicht.

Es kam besser. Auch der darauf folgende Winter – 1972/73 – verlief wider Erwarten günstig. Es gab kaum Frost, so gut wie keinen Schnee, und Niederschlagsmenge und Luftfeuchtigkeit lagen wesentlich niedriger als in einem Holsteiner „Normalwinter“. Als dem Winter ein witterungsfreundliches Frühjahr

folgte und man unter günstigen Bedingungen Bilanz ziehen konnte, ließen sich rechtzeitig einige ins Auge fallende Feststellungen machen:

Als erstes – und das stand zu dem Lamento der Schwarzseher im krassen Widerspruch – die Feststellung, daß unsere Rehwildbestände keineswegs im Dahinschwinden waren, sondern recht kopfstark unsere Reviere bevölkerten. Eine Tatsache im übrigen, die den nüchternen Kenner und gründlich beobachtenden Jäger keineswegs überraschte.

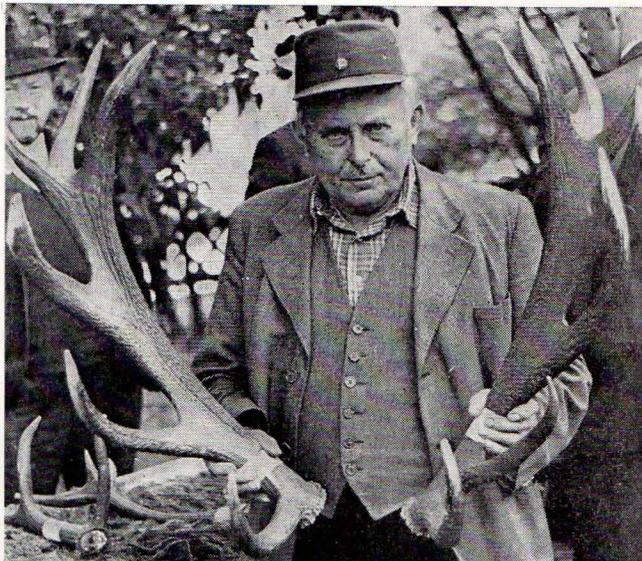
Als zweites, daß ein Jahrgang hervorragend starker Jährlinge heranwächst, der auch den des vorangegangenen bereits günstigen Jahres an Güte deutlich übertrifft. Das schließt nicht aus, daß es auch Kümmerlinge gibt, denn die zieht ein so günstiger Winter ja zwangsläufig mit durch.

Als drittes, daß von jung bis alt auffallend viel stärkere, normal geformte und brav vereckte Sechserböcke im Revier stehen, die zu einem größeren Teil nicht mehr so ganz in die Klasse des Mittelmäßigen passen, in der sie in einem Durchschnittsjahr wohl unbemerkt verschwunden wären und wie wir es ja auch weitgehend gewohnt sind.

Als viertes, daß neben einzelnen ins Auge fallenden Kapitalböcken (natürlich für den jeweiligen Biotop) mehr Böcke vorhanden sind, die getrost als stark angesprochen werden können.

Ich will nicht behaupten, daß das überall so war bzw. ist – wir stehen ja noch mitten in diesem Bocksommer –, aber wenn man sich hier und da umsieht und Gelegenheit hat, die bereits erlegten Böcke anzusehen und zu begutachten, so findet man diese Feststellungen bestätigt. Da sind einmal die sehr guten Jährlinge, die – nicht erkannt und falsch angesprochen – als mehrjährige „Abschußböcke“ sterben mußten. Da sind zum anderen die Sechsergehörne mittelalter und auch alter Böcke, deren Träger als nicht sonderlich stark oder mäßiger Durchschnitt als Abschlußböcke geschossen wurden, die aber die für viele Gebiete Holsteins „magische Grenze“ von 200 Gramm – für den sogenannten I-Bock – um 10 bis 30 Gramm überschritten hatten, und da sind schließlich eine Reihe bemerkenswerter Gehörne mit Gewichten zwischen 350 und 450 Gramm, die weit über das Maß des ortsüblichen hinausgehen, deren Träger zum Teil aber noch recht jung waren.

Alles in allem also – das konnte man im Juli schon sagen –



Bei der diesjährigen Zackelbörse im Harzforstamt Lonau zeigte Waldfaharbeiter Wilhelm Plümer die Paßstangen des stärksten Hirsches, eines ungeraden Sechzehners, von über 5 kg. Der Hirsch, der „Dicke“ genannt, hat ein Alter von etwa vierzehn Jahren / Phot. Klaus Matwijow

ein Jahr, wie es nicht allzuoft vorkommt und – wie man es auch nutzen sollte. Bleibt die Frage, wieweit das geschehen ist, geschieht oder auf Grund der jagdbehördlichen Weisungen geschehen könnte.

Schaut man etwas näher hin, so muß man feststellen, daß landauf, landab eigentlich recht schematisch gearbeitet wird, und daß sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – Jagdbehörden, Kreisjägermeister oder Kreisjagdberater kaum etwas einfallen lassen, was von der jährlichen Norm abweicht. Verwunderlich eigentlich, wenn man beobachten kann, wie stark die Natur selbst im Rahmen der Jahreszeiten variiert und Gunst und Ungunst ihrer klimatischen Skala das tatsächliche Bild beeinflussen. Aber vielleicht doch nicht so verwunderlich, wenn man die Mentalität des Menschen und sein seltsames Beharrungsvermögen berücksichtigt.

Einige Jägergenerationen – mit ihren aufgeschlossenen, fortschrittlichen Teilen fast seit der Jahrhundertwende – haben die Hege mit der Büchse zum Leitbegriff genommen, die erbiologische Seite als entscheidend herausgestellt – ich erinnere an den inzwischen wohl antiquierten Begriff „Artverderber“ – und die Auslese nach dem Gehörn, die Ausmerzung des „Abschußbockes“ zum Maß allen Handelns gemacht. Das war damals ein entscheidender Fortschritt, da der Grundgedanke richtig war, nämlich das Geringe zugunsten des Starken auszulesen. Es kostete seinerzeit viel Mühe, die Jägerei auf diesen Weg einzuschwören, aber es gelang, so gut sogar, daß für viele darin heute noch *das* Rezept gesehen und danach gehandelt wird, und zwar mit Überzeugung und Passion. Menschlich gesehen war und ist das – betrachtet man die ethische Seite der Jagd – ein ungeheurer Fortschritt.

Inzwischen haben Jagdwissenschaft und Wildbiologie einen steilen Aufschwung genommen und uns Erkenntnisse gebracht, die der Bejagung unserer Schalenwildbestände neue, entscheidend andere Leitlinien geben. Die Wertung des Gehörns als Auslesemerkmal ist an den Platz zurückversetzt, der seiner Bedeutung für die Erziehung gesunder Rehwildpopulationen entspricht. Die Gliederung und vor allem der Altersaufbau werden – mit Recht – als vorrangig angesehen.

Derartige, in die Grundsätze der Behandlung oder Bejagung unserer Schalenwildbestände entscheidend eingreifende Neuerungen finden bei der Mehrheit der auf die alte Linie eingeschworenen Jäger – Abschußbock und Artverderber waren zu lange der Angelpunkt – nur schwer Eingang. Entsprechend wurde und wird in der Jagdpresse, in Vorträgen und Schulungskursen die neue Linie, das neue Rezept herausgestellt, erläutert, „eingepaukt“: Abschluß in der Jugendklasse – Schonung des Mittelalters – 50 Prozent Kitze – jeder dritte Jährling, besser jeder zweite zum Abschluß, wobei die nach körperlicher Konstitution geringsten auszulesen sind.

Das ist gut und richtig, und es ist erfreulich, daß der denkende Teil der Jäger, die aufmerksamen Jagdbehörden und der aufgeschlossene Jagdberater oder Kreisjägermeister diese Gedanken und Erkenntnisse so bereitwillig aufgenommen haben oder aufnehmen. Aber – ist dieses Schema, dieses rechnerische Spiel mit Prozentanteilen eine unverrückbar feste Norm, die Jahr für Jahr bei Festsetzung der Abschlußpläne erfüllt werden muß, oder ist es nicht doch nur ein Rahmen, der über eine Zeitspanne von mehreren Jahren beachtet und tunlichst eingehalten werden muß?

Betrachtet man die Handhabung in den meisten Jagdkreisen mit den jährlich wiederkehrenden Angaben über Bestand, Zuwachs und Gliederung des Abschusses, so scheint das erstere zuzutreffen. Die Starrheit der Handhabung ist zum Teil erschreckend. Beobachtet man das Objekt, d. h. die Natur und die Wildbestände im umweltbeeinflussten Wechsel der Jahre, so muß man aber das letztere annehmen und im Rezept den Rahmen sehen, innerhalb dessen abgestimmt werden muß.

Es ist doch wohl so, daß in einem ungestörten Naturhaushalt durch Klimaeinflüsse in Verbindung mit den natürlichen Feinden, dem Raubwild, ganze Jahrgänge – und das trifft in der Regel den jüngsten – fast ausgelöscht werden, und auch das durch einen harten Winter geschwächte Einzelindividuum gerissen wird oder als Folge der Schwächung durch Krankheit oder Parasiten zugrunde geht. So also handelt die Natur und bringt es in der Folge und als Ergebnis zu starkem, widerstandsfähigem Wild. Sollten wir uns nicht etwas mehr ab-

schauen, als beharrlich die Steinchen nach dem uns als Beispiel gegebenen Muster zu setzen?

Es ist anzunehmen, daß in unserem gestörten Naturhaushalt die Auswirkungen extremer, von der Norm abweichender Winter noch krasser deutlich werden (wenn nicht weit aus dem Rahmen fallend gefüttert wird) als in ursprünglichen Bereichen. Warum also greift man nicht nach einem ungewöhnlich schweren, schneereichen Winter (1971) – nach oder mit Weisung der Jagdbehörde, die wiederum auf den Rat ihres Jagdberaters zurückgreifen kann – hart in den Jährlingsjahrgang ein, nimmt ihn notfalls fast ganz weg (ein im ersten Jahr geschwächtes Stück holt das bekanntlich nie auf), läßt die Finger von den starken, reifen Böcken und sondiert unter den mittelstarken Böcken mit größter Vorsicht, da sich hinter den „abschußverdächtigen“ Gehörnformen – als Folge des Winters – normale, starke Böcke verbergen, die in einem günstigen Jahr erheblich besser schießen können.

Warum läßt man – entsprechend – nach einem ungewöhnlich günstigen Winter (1971 und mehr noch 1972) nicht die Masse des so gut entwickelten Jährlingsjahrgangs leben, schießt aus den anderen Jahrgängen rücksichtslos das heraus, was auch unter so optimalen Verhältnissen nichts Vernünftiges herzuzeigen hat. Und warum läßt man – also die Jagdbehörde – den Revierinhaber nicht etwas großzügiger den einen oder anderen starken, reifen Bock mehr strecken, da er dann wirklich die seltene Chance hat, als Lohn für jahrelanges Mühen und Enthaltbarkeit die eine oder andere Kapitalkrone nach Hause zu bringen.

Entsprechend sollte, auf das jeweilige Jahr zugeschnitten, die Auslese beim weiblichen Wild variiert werden. Ich meine, darin liegt mehr Sinn, als – wie es immer noch viel zu oft geschieht – Jahr für Jahr nach einem festen Schema anzuordnen, ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Gegebenheiten. Bei richtiger, verständiger Handhabung gleichen sich die Extreme einzelner Jahre aus, so daß im Durchschnitt einer Zeitspanne die gewünschte und geforderte Gliederung einer Population erreicht wird und auch gesichert bleiben kann.

Mancher wird mir entgegen, das alles seien Selbstverständlichkeiten. Sicher, aber leider wird vielerorts nicht danach gehandelt. Wir Deutschen neigen wohl zu sehr zur Perfektion, zur Schematisierung und verpassen darüber manchmal, uns nach der Praxis zu orientieren und ihre Hinweise zu prüfen und zu beachten. Mir scheint, wir sollten dankbar entgegennehmen, was uns Wissenschaft und Forschung geben, aber beweglich bleiben und in unserem Handeln das mitberücksichtigen, was uns der direkte Umgang mit der Natur als sinnvoll erkennen läßt. Jäger sind Menschen, die aus innerem Engagement und aus Überzeugung zur Sache jagen und hegen. Man sollte sich hüten, dieses Guthaben durch zu starres Beharren in einem Schema zu mindern und die persönliche Initiative zum Erliegen zu bringen.

## Wieder Großwilderei?

An der Grenze des Oberbergischen Kreises zum Rhein-Sieg-Kreis wurden an einem unwegsamen Bachufer 17 Rehhäupter gefunden. Die Entdeckung erfolgte durch spielende Kinder, da dieses mit Brennesseln und Gestrüpp übersäte Gebiet sonst unzugänglich ist. Nach Untersuchungen des Museums König handelt es sich um Häupter von Rehen, die kurz vor dem 12. Juli 1973 (Tag des Auffindens) erbeutet wurden. An zwei Häuptern befanden sich noch die Trophäen, es handelte sich hierbei um junge Gabelböcke. Die anderen Trophäen waren fachmännisch abgeschlagen, müssen nach den aufgefundenen Oberkiefern jedoch unterschiedlichen Alters gewesen sein. Von den Häuptern befanden sich sieben Stück in einer Plastikfolie, der Rest lag lose herum; darunter befand sich auch ein frischer Aufbruch.

Diese Funde lassen in der Jägerschaft Erinnerungen an die große Wilderei-affäre im hiesigen Raum wach werden. Auffällig ist dabei allerdings die Tatsache, daß es sich bei den Funden ausschließlich um Häupter von Böcken handelt, daß also keine